Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 51

Artikel: Cäcilia [Fortsetzung]

Autor: Zahn, Ernst

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645160

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 51 — 1917 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 22. Dezember

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder Spitalgasse 24, Bern

Friede.

Von Adolf Frey.

Heil und Gnade trug die Stunde
Den in rauhes Joch Geschirrten,
Als der selige Gesang,
Als von steiler Sternenrunde
Engelstimmen niederklang
Im Gefilde bei den Hirten:
Friede, Friede sei auf Erden!

Durch die Welt bin ich gegangen,
Rosen lockten mich und Mirten,
Bis die Zeit mich niederzwang.
Jetzt erharr ich voll Verlangen
Botschaft, die sich einst erschwang
Im Gefilde bei den Hirten:
Friede, Friede sei auf Erden!

Auf den Triften, in den Klüften
Dürft' ich, ach, die Herde hirten
Sehnsuchttiefe Nacht entlang,
Bis aus Sternenschimmerlüften
Wieder quölle der Gesang
Im Gefilde bei den Hirten:
Friede, Friede sei auf Erden!

(Aus der Sammlung „Lyrische Bekenntnisse". Verlag Rascher & Cie., Zürich.)

Cäcilia.

Eine Erzählung von Ernst Zahn.

2

II.

Zwischen dem Hause des Schulallmächtigen Tobias Kempf und dem Julius Exer spann sich in der Folge ein um so regerer Verkehr an, je größer die Teilnahme des Lehrers für die Cilli wurde.

Die Kempfin wie ihr Mann hatten nach ihrer rauhen Art eine Schwäche für ihr schönes Kind und waren, ohne es selbst zu merken, ganz gefaßt darauf, daß es einen von ihrem Alltag abliegenden Weg machen würde. Es brauchte keiner großen Ueberredung Exers, um ihnen begreiflich zu machen, daß die Musikbegabung der Cilli einer Förderung bedürfe und, weil es das Naheliegende war, so wurde beschlossen, ihr Unterricht im Klavierspiel erteilen zu lassen. Zwar war der zum Lehrer ausersehene Exer selbst kein Meister in dieser Kunst, hatte aber im Seminar die Anfangsgründe sich angeeignet und getraute sich, die Aufgabe zu übernehmen. Der Sache leistete der Umstand weiteren Vorschub, daß der Sternenwirt sein altes Klavier loszuschlagen wünschte, das seit unendlicher Zeit in der Wirtsstube gestanden und bei so mancher Tanzbelustigung sich müde gesungen hatte. Zwar versagte dem Klaviergreise die Stimme auf dem und jenem Tone, auch fehlte das eine Pedal, das ein allzueifriger Spieler mit seinem harten Schuh ihm einmal abgetreten hatte, allein wie der Notlehrer, der Juli, so schien auch der Notklimperkasten für die ersten Kunstübungen der Cilli zu genügen.

So bescheiden und unzulänglich die Mittel zum Zwecke auch waren, so gestaltete sich doch Cäcilias Unterricht für den Lehrer wie für die Schülerin zu einem weiteren Anlaß, sich über den Alltag zu erheben und einander, ohne daß sie es merkten, von Herzen gut zu werden. Es war fast drollig, wenn es nicht rührend gewesen wäre, mit welch wachsender Bewunderung Cäcilia, das Kind, auf den Schwärmer und Lehrer, mit welch zunehmendem Staunen dieser wiederum auf das sonderbare Pflänzlein, seine Schülerin, sah. Sie begegneten einander äußerlich mit Zurückhaltung und Befangenheit und kamen selten dazu, mehr zu reden als was der Unterricht verlangte. Nur einmal, als im nahen Hauptorte eine Liebhabertruppe ein Theaterstück aufgeführt und Exer, der Lehrer, eines Sonntags seine Schulkinder hingeleitet hatte, fragte dieser die Cilli am nächsten Tage, wie es ihr gefallen habe.

Das Mädchen sah mit sinnenden Augen ins Leere und antwortete, während ein Seufzer seine Brust hob: „Ich kann es gar nicht mehr aus dem Gedächtnis bringen."

„Da müßtest Du erst einmal in einer großen Stadt in ein Theater kommen," bemerkte Exer. Und, während Cilli mit ihren Blicken förmlich an seinem Munde hing, erzählte er, wie er in seiner Studienzeit oft ins Theater gegangen. Von „Wilhelm Tell" berichtete er und von der tapferen „Jungfrau", von dem Mohren Othello und von den „Nibelungen" und ihrem Riesenkampfe. Einen

ganzen Tag hätte er im Theater sitzen können, meinte er. Die Begeisterung des noch von keinem Zuviel Verwöhnten machte ihn redselig und er schilderte die Flitterpracht der Bühne als etwas Märchenhaftes.

Sie saßen beide vor dem alten Klavier in der Kempfschen Wohnstube, als sie so sprachen.

Plötzlich streckten und spreizten sich Cäcilias Finger, als suchten sie über den Tasten nach etwas Unsichtbarem. „Das möchte ich auch einmal erleben," flüsterte sie und es tönte, wie wenn sie die Welt, die er ihr geschildert, nicht nur schauen, sondern mitten darin hätte stehen mögen.

Exer fühlte, daß ein Etwas aus ihr heraus nach einem andern Wohn- und Wesensraum drängte, als lebe hier in einer rauhen Körperhülle als Gefangene eine Seele, die es mit Gewalt nach Freiheit und Entfesselung triebe.

Indessen wurden die beiden im gleichen Augenblick gründlich zur Wirklichkeit zurückgeführt, denn die Kempfin öffnete gerade da mit einem heftigen Ruck die Tür und schalt, woher denn der Riß in Cillis Fürschübe komme? Es sei doch keine Art, mit einem neuen Sonntagsstück so umzugehen.

Das ernüchterte auch die Cäcilia. Sie stand der Mutter Rede. Und mit dem Schwärmen und Erzählen war es für einmal vorbei.

So wurde es Winter und wurde wieder Frühling. Der Juli Exer gefiel sich in seinem Amte immer besser, ebenso wie auch die Cilli Kempf sich ihrer jungen Tage weidlich freute.

Der Frühling kam früh und mit einer wundersamen Heimlichkeit ins Land. Der Schnee war in der Talsenkung von Reußkirchen schon einige Zeit völlig verschwunden, als ein warmer Regen auch die höher gelegenen Hänge mit grünem Glanz überzog. Dann strich ein leiser Föhn aus den Bergen hernieder. Die weißen Birkenstämme leuchteten und ihre zarten Zitterblättchen brachen aus. Fast über Nacht kamen die Bäume ins Blühen und bald standen in den dunkelgrünen Matten alle die schaumweißen Riesenkugeln als die, von ferne geschaut, die Obstbaumkronen erschienen. Die Amseln sangen jeden Morgen ihr „Freu dich auch!" Der Kuckuck rief im schwarzen Bannwald oben.

Da kamen Seiltänzer ins Dorf. Sie zogen von einer Messe ennet dem Gebirg nach Norden und machten unterwegs in dem und jenem Oertlein Halt, um sich einen Wanderbatzen zu verdienen. In einer warmen, sternhellen Nacht war auf dem freien Platz vor dem Gasthaus zum Rothaus ihr Seil gespannt. Fackeln brannten um ein Holzpodium, vor dem eine Anzahl Zuschauerbänke standen. In das rote Licht der Leuchterbrände und das heiligere, ferne der kleinen Himmelsaugen traten zwei mit buntem Flitter angetane junge Männer und zeigten ihre halsbrecherischen Künste auf dem Seil wie auf der Erde. Eine Drehorgel leierte dazu ihre schrillen Lieder. Die Bänke waren gut besetzt, denn die Reußkirchener liebten eine Abwechslung und waren durch keine Menge von derartigen Genüssen verwöhnt.

Unter den vordersten der Zuschauer saßen der Tobias Kempf und die Seinen. Die beiden Buben, der Johann und der Jakob, hatten die Schwester in ihre Mitte genommen. Sie rissen allerlei schlechte Witze und geberdeten sich, wie Bauernbuben tun, die bei ungewöhnlichen Gelegenheiten ihre Verlegenheit gerne hinter ungeschlachtem Benehmen und lauten Worten verbergen.

„Der hat Beine wie abgeschälte Rottannen," meinte Jakob von dem jungen Seiltänzer, und Johann nahm die Mutter der Truppe, ein umfängliches Weibswesen, das an der Kasse saß, aufs Korn und witzelte, sie sehe breiter aus als der große Milchkessel auf der Tätschbodenalp.

Die Cilli saß stumm zwischen ihnen und machte nur etwa einmal eine ungeduldige Bewegung, wenn einer der Tanzjünglinge oben auf dem Seil zwischen Tod und Leben stand und ihr vor Angst der Atem steckte, die Brüder aber noch immer ihre läppischen Redensarten führten.

Weit drüben, jedoch so, daß er die Kempfischen sehen konnte, stand der Lehrer. Er streckte manchmal den Hals nach der Cilli. Sie aber bemerkte weder seine Anwesenheit, noch hatte sie überhaupt einen Gedanken an ihn. Sie verfolgte mit den Blicken jede Bewegung der Spieler. Nur für diese hatte sie Augen.

Jetzt entstand in den Vorführungen der Seiltänzer eine kleine Pause. Die Drehorgel gab sich Mühe, sie mit ihrem Gejammer auszufüllen. Dann aber trat einer der jungen Männer, die vorhin auf dem Seil ihre Künste gezeigt, mit einer Geige im Arm hervor und ihm folgte ein noch im Kindesalter stehendes Mädchen in kurzgeschürztem, leichtem Tanzkleid. Das Haar fiel ihm offen auf die Schulter. Auf weißen Atlaßschuhen schritt es wiegend daher und bestieg das Podium, neigte sich hierhin und dorthin, Kußhände werfend, fast eckig von Gestalt, einen Ausdruck früher, unschöner Reife in den hübschen Zügen.

Die Geige begann zu tönen.

Und das Kind tanzte.

Es war wenig Anmut und Reiz an dem armen Geschöpf, das ohne Begabung und nur weil es eben zur Wandertruppe gehörte, seine angelernten Schritte und Körperwendungen nach der Musik den Zuschauern vorzuführen hatte, allein das anspruchslose Dorfvolk rührte die Jugend des Mädchens.

„Lug! Lug! Sackerlott! Sackerlott!" tönte es von allen Seiten.

Der Jakob und der Johann Kempf vergaßen das Witzemachen und saßen mit aufgerissenen Mäulern da.

Die Wangen der Cilli begannen zu brennen. Sie spürte nicht mehr die Bank, auf der sie saß, noch achtete sie der Umgebung, in welcher sie sich befand. Ein Taumel ergriff sie. Ihr Ohr fing die Geigentöne auf und leitete sie wie ein Belebungselixir in ihren Körper über. Es war ihr, als löse sich dieser von der Erde los und rege und biege und schwinge sich. Jede Bewegung des andern Mädchenkörpers machte sie im Geiste mit. Diese Empfindung war so stark, daß ihr nach einer Weile schwindelte. Sie erblaßte. Die Augen wurden groß und dunkel, und als der Tanz des fahrenden Kindes zu Ende war und die Geige mit einem letzten, unreinen Kratzer abbrach, kam sie ins Schwanken und fiel seitwärts dem Bruder Jakob an die Schulter.

Der wollte eben ein derbes, aufbegehrerisches Wort sagen, als der Lehrer sich gerade noch rechtzeitig durch die Menge schob, um der Ohnmächtigen beizustehen.

Hugo van der Goes (ca. 1420—1482): Anbetung der Könige.

Sie erholte sich alsobald und sah nur etwas verwundert in die Runde, allein Exer ließ es sich nicht nehmen, ihr den Arm unterzuschieben und sie heimzuführen, während Eltern und Brüder hinter ihnen dreinstampften und werweißten, woher das plötzliche Unwohlsein des Mädchens komme.

„Sie ist halt schon wie fliegender Sommerstaub, den jeder Wind fortblasen kann," meinte die Kempfin.

Ihr Mann erwiderte, dergleichen Schwäche käme vom raschen Wachsen.

Die Brüder aber behaupteten, die Cilli hätte einfach zu viel dicke Milch gegessen am Abend, sie seien ja selber zu kurz gekommen dabei.

Es kam aber weder vom Essen, noch Wachsen, noch von der Zartheit, was die Cilli heimsuchte, sondern es war, als hätte das kleine Komödiantenmädchen ihr ein Fieber eingehängt. Von der Stunde an, da sie es hatte tanzen sehen, war ein fremder Geist in ihr. Sie zeigte keinen rechten Willen zur Arbeit mehr. Die Schule lockte sie nicht. Mit andern Kindern und jungen Leuten suchte sie keinen Umgang und ihre groblachten Brüder vermied sie schon gar, wo immer sie konnte. Nur die Musik und das Turnen sagten ihr noch zu. Und darum blieb auch ihr Verkehr mit dem jungen Schulmeister rege.

Sie liebte die Musik nicht, weil sie selbst darin eigenem Empfinden Ausdruck zu geben mochte, sondern weil jene ihr ganzes Wesen gleichsam in Wohlbehagen auflöste und ihrem Körper Leichtigkeit und Freiheit gab. Die Turnübungen aber waren wie Speise für ihre Glieder. In ihnen ergingen sich diese mit einer sehnsüchtigen Wonne und konnte sich nicht genug tun.

In Cäcilias Verhältnis zu Exer trat insofern eine Veränderung, als die anfängliche Scheu einer größern Vertraulichkeit Platz machte. Manchmal, wenn sie beim Musikunterricht in der Wohnstube allein blieben, pflogen sie stiller Unterhaltung. Exer redete sich gern ein, daß es nur die Teilnahme für die Schülerin und die Lust am Erziehen seien, die ihn veranlaßten, sich mit der Cilli zu beschäftigen. Er fragte sie manchmal pflichtgemäß, warum sie in der Schule so läßig sei oder der Mutter durch ihren Mangel an Hausfrauenfreude Sorgen mache.

Sie zuckte dazu mit den Achseln und schwieg oder sagte ein: „Ich bin jetzt einmal so."

Nur einmal dehnte und wand sie sich auf ihrem Sessel, schlug dann die Augen zu ihm auf und flüsterte: „Wenn ich tanzen lernen dürfte, wollte ich schon fleißig sein."

Dem Lehrer flog wie eine Tür auf und er sah in einen weiten Garten. Da hinaus also wollte es mit der Cilli? Dem Kempf, dem Bauern, war mitten unterm Küchengemüse ein zartes Zierblümlein ersprossen? Der Künstler oder doch die halb künstlerische, halb romantische Veranlagung, die vielleicht nie zu etwas führte, regte sich in ihm. Ohne daß er der Cilli im Augenblick eine Antwort gab, ließ er sich ihre Worte und ihr Gelüsten durch den Sinn gehen, stellte die Dinge hübsch zusammen, des Mädchens Gelenkigkeit und Körpergewandtheit und ihren ihr angeborenen Sinn für Rhythmus und Klang. In allerlei wachen Träumen brachte er die Cilli mit der Welt des Theaters zusammen, die ihm selbst noch als etwas Märchenhaftes und Wunderreiches in Erinnerung stand, und auf einmal war er auf dem besten Wege, zu überlegen, wie er, Julius Exer, der Cäcilia Kempf eines Tages zu dem Gedeihgrund verhelfen könne und werde, nach dem ihr Wesen hungerte.

Hier nun überschritt der junge Schulmeister die Grenze, wo Lehrerpflichtgefühl und persönliche Neigung geschieden waren. Er sah sich fortan gern in der Rolle des Helfers, wenn er an die Cäcilia dachte. So träumte er einmal, wie

Olga Burckhardt, Locarno: Weihnachtskarte.

jene auf der Bühne tanzte und er selber mit andern Musikanten davor sitzend ihr aufspielte. Ein andermal sah er sie aus der Fremde nach Reußkirchen zurückkehren und sie war nicht länger ein Bauernmädchen, sondern ein geputztes und gar feines Dämchen. Er selber ging im schwarzen, feierlichen Stadtrock hinter ihr und der Schulallmächtige, der Tobias Kempf, der ihm jetzt immer mit einer Von-obenherabmiene seinen Hungergehalt auszahlte, war zusamt seiner raubautzigen Frau demütig und klein vor ihm und nannten ihn „Du" und — und — „Herr Sohn".

So standen die Dinge und gingen die Tage. Das Jahr wendete sich abermals. Wieder kam ein Winter ins Ausschwachen und wurde auf neuen Frühling Hoffnung.

Exer fühlte jetzt zuweilen etwas wie Beklemmung und Unbehagen, wenn er Schule hielt oder der Cäcilia Kempf gar den Einzelunterricht erteilte. Das Herz klopfte ihm eigen, wenn er sie in der Klasse aufrief und er ihren großen Augen begegnete. Und wenn er am Klavier zuweilen ihre Hand mit der seinen streifte, fuhr ihm das Blut ins Gesicht.

Die Kempfs schienen etwas zu wittern; denn die Mutter platzte während der Klavierstunde zuweilen ganz plötzlich und unversehen in die Stube, als wollte sie die beiden Musikbeflissenen überraschen, der Kempf selber aber gab immer deutlicher zu verstehen, daß das Musizieren eine Narrheit sei, die jetzt dann ein Ende haben müsse.

Nur die Cäcilia Kempf schien nichts zu merken von dem allem. Sie zog sich immer mehr in sich selbst zurück. Ihr Gesicht wurde noch schmaler. Ihre blauen Augen dagegen schienen ihr eigenes Wachstum zu haben und wurden weit und tief wie grundlose Teiche. Der Körper gewann an schlankem Ebenmaß und stand immer fremder in dem derben Gewand und Schuhwerk, das zu Reußkirchen für ihn zurecht geschneidert und geschustert wurde. Die Cilli hatte keinen Kameraden und doch nie Langeweile. Sie war viel müßig und kam doch nie ins Gähnen. Oft saß sie mit um die Knie gelegten Armen und staunte, wer weiß wohin. Oft lief sie ins grüne Wiesland oder über den weißen Schnee, zuerst wie ein gewöhnlicher Mensch und dann mit schwingenden Schritten und Hüften. Fing ein Kirchturm zu läuten an, wenn sie wanderte, so hob sie die Arme und schwang sie im Takte der Glocken. Eigene, dem Auge wohlgefällige Bewegungen machte sie. Lauschte sie aber dem Geigenspiele des Exer, so gewann ihr Blick ein verhaltenes Feuer. Das Blut wallte ihr gegen die weißen Schläfen und sie neigte sich gegen den Spieler, als müsse sie die Hände nach ihm ausstrecken: Nimm mich mit!

An der Fastnacht im Februar gab es wie überall zu Reußkirchen Tanz. Auch der Kempf begab sich mit seiner ganzen Familie ins Wirtshaus, weil überhaupt an solchen Tagen niemand zu Hause bleibt.

Die Cilli war ja noch nicht ganz aus den Kinderschuhen heraus. Aber die Mutter meinte, man könne sie nicht so allein daheim sitzen lassen und möge sie daher wohl mitnehmen. Zum Zuschauen sei sie nicht mehr zu jung.

War nun die Cäcilia nur zum Zuschauen gekommen, so zeigte sich indessen, daß vom Ja zum Amen kein weiter Schritt ist. Die Jungburschen von Reußkirchen waren nicht so waschlappig, daß sie ein Mädchen mit einem schönen Lärvlein hinter dem Tische sitzen ließen. Der Anton Imhof, des Gemeindepräsidenten Aeltester, war der Erste, der um einen Tanz fragte. Dem konnte doch die Gefälligkeit nicht abgeschlagen werden. Dann aber wurde auch andern billig, was dem einen recht gewesen, und so kam die blutjunge Cilli in ein Tanzen hinein, um das die heiratsreifste Kameradin sie beneiden könnte. Keinen einzigen Dreher ließ sie aus. Auch der Exer, der Lehrer, bekam seinen Teil, denn er war nicht faul, ihn sich zu sichern, als er einmal eine Brücke geschlagen sah. (Schluß folgt.)

Das Christkind.

Eine Kindheitserinnerung von Meinrad Lienert.

War das eine goldene Zeit, wenn Weihnacht bevorstand! Im fünften Lebensjahre lief ich noch mit den kleinen Mädchen herum; nur der ungekämmte Kopfputz und die bubenhafte Wildheit unterschied mich von ihnen. Gegen Weihnachten aber wurden wir auf einmal zahmer; wir bekamen andächtige Anwandlungen, wenn wir über die Berge das Abendrot in die verschneite Welt hineinleuchten sahen. „Das Christkindlein backt", hieß es bedeutsam und geheimnisvoll; unsere Wangen röteten sich vor Freude. „Betet jetzt nur recht fleißig!" mahnte die Großmutter. Dann verkrochen wir uns etwa in eine Schneehöhle, zündeten darin Späne und Kerzenstümpchen an und sangen das Weihnachtsliedchen: